

Zwischen Hierophant und Animator

Zur liturgischen Frömmigkeit des Priesters*

Von Andreas Wollbold

„Das Heiligtum reinigen und die entweihten Steine an einen unreinen Ort bringen“

In der Geschichte des Makkabäeraufstandes gibt es eine ergreifende Szene: Der Sieg der Juden wird ihnen zur Trauer, das Emporziehen zum Tempelberg zu einem Trauerzug. Nachdem Judas der Makkabäer das königliche Heer unter Lysias besiegt hat, sagen er und seine Brüder:

„Unsere Feinde sind nun vernichtend geschlagen. Wir wollen nach Jerusalem hinaufziehen, den Tempel reinigen und ihn neu weihen. Das ganze Heer versammelte sich also und zog zum Berg Zion hinauf. Da sahen sie das Heiligtum verödet daliegen. In den Vorhöfen wuchs Unkraut wie in einem Wald oder auf einem Berg und die Nebengebäude waren verfallen. Da zerrissen sie ihre Gewänder, begannen laut zu klagen und streuten sich Staub auf das Haupt. Sie warfen sich nieder, mit dem Gesicht zur Erde. Sie bliesen die Signaltrompeten und schrien zum Himmel. Dann befahl Judas einer Schar seiner Männer die Besatzung der Burg zu belagern, bis das Heiligtum gereinigt sei. Er wählte untadelige und gesetzestreue Priester aus, damit sie das Heiligtum reinigten und die entweihten Steine an einen unreinen Ort trugen. Sie berieten, was sie mit dem entweihten Brandopferaltar tun sollten. Es kam ihnen der gute Gedanke, ihn niederzureißen; denn er hätte ihnen Schande gebracht, da die fremden Völker ihn entweiht hatten. So rissen sie den Altar nieder und legten die Steine an einen passenden Ort auf dem Tempelberg nieder, bis ein Prophet komme und entscheide, was damit geschehen solle. Dann nahmen sie unbehauene Steine, wie es das Gesetz vorschreibt, und errichteten einen neuen Altar, der genauso aussah wie der alte. Auch das Heiligtum und die Innenräume des Tempels bauten sie wieder auf und reinigten die Vorhöfe. Sie fertigten neue heilige Geräte an und stellten den Leuchter, den Rauchopferaltar und den Tisch in den Tempel. Dann brachten sie auf dem Altar ein Rauchopfer dar, zündeten die Lichter an dem Leuchter an, sodass der Tempel hell wurde, legten Schaubrote auf den Tisch

* Überarbeitete und erweiterte Fassung des Vortrages bei der 16. Kölner Liturgischen Tagung (*Alter Christus – Die Stellung des Priesters in der Liturgie*) in Herzogenrath am 3. April 2014.

und hängten den Vorhang auf. So beendeten sie alle Arbeiten, die sie sich vorgenommen hatten“ (1 Makk 4,36-51).

Gott, die Heiden sind eingedrungen in dein Erbe, sie haben deinen heiligen Tempel entweiht und Jerusalem in Trümmer gelegt, dieses Psalmwort fasst die Gemütsverfassung der treuen Juden in dieser Stunde zusammen (Ps 79,1).

Wer der großen Liturgie der Kirche verbunden ist, wird heute Ähnliches empfinden. Gerade das liturgische Aufbauwerk Papst Benedikts XVI., insbesondere das Motuproprio „*Summorum Pontificum*“, das die Würde des christlichen Tempels wieder aufbauen sollte und das wünschte, „dass die Kirche Christi der Göttlichen Majestät einen würdigen Kult darbringt“ (Einleitung), es erscheint im Gesamt der katholischen Kirche weithin wie überwuchert mit „Sträuchern wie in einem Wald oder auf einem Berg“ – jener urwüchsigen Selbstverständlichkeit, mit der weithin gilt: Der Gottesdienst der Kirche ist das, was wir selbst daraus machen. Gewiss, die Zeit der Radikalismen in der katholischen Liturgie ist weithin vorüber, es herrscht Konsolidierung und gelegentlich sogar eine gewisse noble Feinheit. Doch wo niemand die Kleider zerreißt über das, was geschehen ist, wo niemand über das Ausmaß der Entweihung in Trauer gerät, ist auch kein Neuanfang möglich. Dann bleibt das Herz des Gottesdienstes tot. Was ist dieses Herz? Es ist das Heilige, und dieser Sinn für das Heilige ist uns weithin entschwunden.

Was ist da zu tun? Das erste Makkabäerbuch gibt den Weg des Judas und seiner Brüder wieder: sich nicht verstricken in liturgische Kämpfe, sondern neu aufbauen. Und dafür braucht es „untadelige, gesetzestreue Priester“. Denn da heißt es:

„Er wählte untadelige und gesetzestreue Priester aus, damit sie das Heiligtum reinigten und die entweihten Steine an einen unreinen Ort trugen. Sie berieten, was sie mit dem entweihten Brandopferaltar tun sollten. Es kam ihnen der gute Gedanke, ihn niederzureißen; denn er hätte ihnen Schande gebracht, da die fremden Völker ihn entweiht hatten. So rissen sie den Altar nieder“ (1 Makk 4,42-45).

So wollen auch wir heute die liturgische Frömmigkeit „untadeliger, gesetzestreuer Priester“ erkunden. Natürlich muss sich das ganze Volk Gottes erneuern. Aber ebenso natürlich muss der Klerus vorangehen, ganz besonders in der Feier des Gottesdienstes. Darum steht die liturgische Frömmigkeit des Priesters im Mittelpunkt der folgenden Überlegungen. Hierbei werden wir jedoch rasch bemerken, dass dieses Thema keineswegs exklusiv die Kleriker betrifft. Vielmehr spiegeln sich darin grundlegende Fragen jeder liturgischen Frömmigkeit. Dabei haben wir in erster Linie die römische Messliturgie in ihrer alten Form vor Augen, ohne selbstverständlich die Bedeutung der Liturgie der übrigen Sakramente und Sakramentalien und insbesondere die des Heiligen

Offiziums¹ damit als sekundär hinzustellen. Ebenso sollen die für Frömmigkeit und Pastoral so wichtigen sogenannten paraliturgischen Formen der Frömmigkeit wie Andachten nicht vergessen sein. Nun hören wir in diesen Tagen viel tiefgründige Theologie und tiefschürfende Analysen. Ich als Pastoraltheologe will hier vor allem die praktischen Aspekte der liturgischen Frömmigkeit des Priesters beleuchten. Vier Bereiche dieser Frömmigkeit gehen wir durch, und dabei arbeiten wir uns gewissermaßen anabatisch von unten nach oben durch verschiedene Wirklichkeitsbereiche vor:

- das Materielle, der Leib und die Sinne;
- das Wort, das Schweigen und der Gesang;
- das Herz, die Innerlichkeit und die Ästhetik;
- das Volk, der Friede und die Kirche.

Doch noch eines vorweg. Am Ende der Bergpredigt mahnt Jesus, das Haus des christlichen Lebens auf Felsen und nicht auf Sand zu bauen. Dieser Fels ist das Hören auf sein Wort, also der Gehorsam gegenüber seiner Weisung (vgl. Mt 7,24). Man kann nicht nachdrücklich genug betonen, dass alle „höhere“ Frömmigkeit widersinnig ist, ja Augenwischerei und Selbstbetrug, wenn das kleine Einmaleins der Gebote nicht beherrscht wird. Wer die Zahl der Kerzen bei verschiedenen Feierlichkeitsstufen der hl. Messe nicht kennt (und zwar nicht aus *contemptus*), kann gerettet werden, nicht aber jemand, der in einer Todsünde verharrt. Machen wir uns keine Illusionen: Gefährdet sind wir alle, und das *donum perseverantiae* ist nach der Rechtfertigung die kostbarste Gnadengabe. Gefährdet sind wir alle, besonders gefährdet aber ist der Priester. Denn wer hoch steht, kann auch tief fallen. Ganz besonders gefährdet endlich ist der Priester von heute. Fast durchgängig fehlen ihm die Entschiedenheit von Jugend auf, die Klarheit der theologischen und asketischen Bildung, die Stützung und Stärkung durch das kirchliche und das gesellschaftliche Umfeld und eine gewissermaßen sauerstoffreiche Luft zum Atmen, die ihn nicht auf Dauer müde im Guten und schläfrig bei der Wachsamkeit gegen das Böse werden lässt. Betrachten wir nur das traurige Schauspiel eines Priesters, der sich mit einem nicht dem Zölibatsversprechen gemäßen Leben *outet*: Er kann gewiss sein, an diesem Tag mehr öffentliche Beachtung und soziale Unterstützung zu finden als am Tag seiner Priesterweihe! Wer da nicht innerlich gefestigt und unumstößlich motiviert ist, für den ist das Durchhalten bestenfalls Glücksache.

¹ Vgl. *Andreas Wollbold*, Der Geist des hl. Offiziums in der alten Form, in: *Una Voce Korrespondenz* 40 (2010) H. 4, 11–20; zur Einbettung der liturgischen Frömmigkeit des Priesters in das Gesamt der priesterlichen Frömmigkeit vgl. *ders.*, Wegweisung für Wegweiser. Reinigung und Erneuerung des priesterlichen Lebens. Exerzitien mit dem hl. Pfarrer von Ars, Tremsbüttel: UNA VOCE Edition 2014.

Das Materielle, der Leib und die Sinne

Es gibt ein grundlegendes Missverständnis der Rubriken, so als wären sie gewissermaßen nur ein beständiger Test der Kirche auf die Folgsamkeit ihrer Söhne: „Tun sie das, was ich vorschreibe, oder erlauben sie sich Eigenmächtigkeiten?“ Beinahe so wie das alte Spiel „Mutter, Mutter, wie viele Schritte darf ich?“, bei dem die „Mutter“ sich plötzlich zu den Spielern umdreht, und wen sie dann bei einer Bewegung ertappt, der muss wieder ganz zurück. Danach wäre die Ordnung der Liturgie nichts Anderes als eine Übung im Gehorsam. Ich fürchte, die 50er Jahre haben es weithin nur noch so verstanden, und dementsprechend unbeliebt war diese Ordnung – manchmal nicht mehr als der Drill der Rekruten auf allen Kasernenhöfen der Welt, wo man sich auf Kommando in eine Pfütze werfen, den Nacken steif machen oder die Hände an die Hosennaht legen musste. Und so fing man schon damals an, die Gehorsamsübung in den Reiz zum Ungehorsam umzumünzen: hier noch ein Schrittmchen mehr als erlaubt, dort sich noch eine kleine Freiheit herausgenommen, und schließlich über alles noch die spirituelle Soße: „Der liebe Gott sieht das alles doch nicht so eng!“ Das war der Geist, der dann in den Jahren der liturgischen Revolution alles niederriss. Das Verständnis für die Notwendigkeit dieser Ordnung war schon längst erodiert.

Was aber sind dann Rubriken? Was bedeutet die liturgische Ordnung? Ein religiöser Mensch würde die Frage kaum verstehen. Denn das Heilige, das *sacrum*, ist vom *profanum* getrennt, und deshalb folgt, wer sich dort aufhält, anderen Gesetzen. Die Gegenwart Gottes, seine Herrschaft ist an diesem Ort so unmittelbar und ausschließlich – *In seiner Gegenwart schweige alles Fleisch* (Hab 2,20 V, vgl. Sach 2,17) –, dass nur ein streng geordneter Ritus, dass nur ein restlos von ihm bestimmtes Verhalten und Sprechen angemessen erscheint. Alles Persönlich-Private, alles Locker-Spontane, aber auch jede bloß subjektive Äußerung von Frömmigkeit oder Suche nach Erfahrung und Ekstase, auch jeder charismatische Kult des Außergewöhnlichen, Spektakulären und Mirakelhaften ist dem nicht angemessen. Um recht verstanden zu werden: Alles an seinen Ort – der Katholizismus war immer stark darin, außerhalb des heiligen Raumes und der heiligen Liturgie all diesen Elementen ihr Recht zu lassen. Aber ihr Eindringen in Kirchenraum und Liturgie hat nichts Gutes. „Buon pranzo“ mag zum Abschluss einer außerliturgischen Begegnung des Papstes mit seinen römischen Gläubigen ein netter Ausdruck von Sympathie und Menschlichkeit sein, aber übertragen an das Ende der Sonntagsmesse nivelliert es das Heilige ins Alltägliche und transportiert so die Botschaft: „Gott ist doch eigentlich auch ganz menschlich.“

Noch einmal: Was sind Rubriken? Gebundenheit, Selbstzurücknahme, Proskynese alles Seins vor dem heiligen Gott, soviel ist bereits deutlich geworden. Vielleicht kann uns bei diesem Gedanken die liturgische Tradition

der Ostkirche helfen. Ich denke hier insbesondere an die eindrucksvolle Schrift des hl. Maximus Confessor (ca. 580-662), die „Mystagogia“.² Darin legt er – ähnlich wie Dionysius Areopagita, aber noch christologischer und weniger neuplatonisch – die Riten der göttlichen Liturgie und den Bau der Kirche als Gleichnis des Kosmos aus. Hans Urs von Balthasar hat seine große Monographie über den Bekenner darum sehr treffend mit „Kosmische Liturgie“ betitelt.³ D.h. der Kirchenraum, vor allem der Altarraum, und das, was sich darin vollzieht, ist ein gewaltiges Gleichnis auf das Gesamt der Schöpfung und Erlösung. Auf die Rubriken angewendet, bedeutet dies: Wer liturgisch handelt, verzichtet darauf, sich selbst darzustellen, also Einzelperson, *privatier* zu sein, um so das Geheimnis von Gott und unserer Erlösung darstellen zu können. Verdeutlichen wir dies anhand einiger weniger Beispiele.

Da ist der Zelebrant selbst. Er ist ein Mensch, und als Mensch ist er Mikrokosmos. Alle Seinsbereiche verkörpert er in sich: Geistiges und Materielles, Himmlisches und Irdisches. Er hat ebenso Anteil an den Engeln wie an den Tieren. Doch durch den Sündenfall ist dieser Kosmos Gottes zerrissen worden, die Einheit allen Seins ist zerbrochen. Wie sie im Gottmenschen Jesus Christus wieder hergestellt wurde, so ist auch der Erlöste dazu berufen, sie in sich zu verwirklichen. Dazu muss das Höhere das Niedrigere durchdringen und darf nicht von ihm beherrscht werden: das Geistliche muss den Geist durchdringen und der Geist Leib und Sinne und nicht umgekehrt. Sofort erkennt man, was die vollkommene Selbstbeherrschung bedeutet, die die Liturgie vom Zelebranten mehr als von allen anderen verlangt. Selbstbeherrschung ist hier aber alles andere als ein zwanghaftes Sich-Verbiegen. Ganz im Gegenteil, er lernt, vor Gott in eine geradezu paradiesische Ordnung zu kommen. Einige Beispiele:

- Die Haltung der HÄNDE ist überaus sprechend. Die zum Gebet gefalteten Hände werden nicht eng an die Brust gelegt, wie es vielleicht dem persönlichen Empfinden entsprechen würde, aber dem Brustkorb die Luft zum Atmen nehmen würde. Dann würde es wirklich eng und verkrampft. Nein, die Ellenbogen liegen leicht seitlich an, und die Arme streben nach vorn. So löst sich die Bewegung vom Ich und weist auf den Anderen, auf Gott. Ebenso ist die Orantenhaltung gemessen und überschreitet zur Seite nicht das Maß des Rumpfes und nach oben nicht das des Halses. D.h. es verzichtet auf Enthusiasmus und Schaumache („Ich könnte die ganze Welt

² S. Massimo il Confessore, *La mistagogia ed altri scritti*. Hg. von R. Cantarella (= Testo cristiani con versione italiana a fronte. Introduzione e commento), Florenz 1931, 119–215 (= CPG 7704). Deutsche Übersetzung in: Hans Urs von Balthasar, *Kosmische Liturgie. Das Weltbild Maximus' des Bekenners*. Zweite, völlig veränderte Auflage, Einsiedeln 1961, 363–407.

³ Hans Urs von Balthasar, *Kosmische Liturgie. Das Weltbild Maximus' des Bekenners*. Zweite, völlig veränderte Auflage, Einsiedeln 1961.

umarmen!“) ebenso wie darauf, im Tun die Dominanz des Geistigen über das Leibliche zu verlassen.

- Dasselbe gilt von der Haltung des ganzen LEIBES. Der Stand ist nicht breitbeinig wie der des Matrosen auf hoher See – wir müssen uns den Platz im Himmelreich nicht mit Gewalt sichern –, die Haltung ist kerzengerade und nicht „krummbucklig“ – denn wir *sorgen uns nicht um das, was wir essen oder was wir anziehen sollen* (vgl. Mt 6,25), sondern wir *streben nach dem, was oben ist* (vgl. Kol 3,1f. V) –, und das Haupt ruht auf dem Rumpf, ohne sich zu verkrampfen – denn *Gott sah alles, was er gemacht hatte: Es war sehr gut* (Gen 1,31).
- Die VERNEIGUNGEN sprechen eine so klare Sprache, dass man an ihre Bedeutung nur kurz erinnern muss. Die tiefe Verneigung des ganzen Leibes ist die Verdemütigung, etwa beim *Confiteor* oder beim Stillgebet vor dem Evangelium. „Hier liegt vor deiner Majestät im Staub die Christenschar,“ drückt dies volkstümlich der Beginn der Haydn-Messe aus. Die halbtiefe Verneigung dagegen – gerne mit ersterer verwechselt – ist Anbetung wie die der Engel, die allzeit vor Gottes Angesicht stehen, so beim *Sanctus*. Die Verneigungen des Kopfes schließlich staffeln die Ehrfurchtsgebärde je nach dem, ob es sich um eine der göttlichen Personen, um die Muttergottes und die ihr geschuldete „Hyperdulie“ oder um einen Menschen – einen Heiligen, den regierenden Papst oder den Ranghöheren in der Liturgie handelt. In diesem Zusammenhang nur die kleine, aber feine Erinnerung daran, dass der Prediger am Ende seiner Ansprache eine kleine Kopfverneigung vor den Gläubigen macht. Was mag das wohl bedeuten...?

Ebenso wichtig ist es, die Bedeutung der Orte im Kirchenraum zu entdecken und zu verinnerlichen. Die moderne Ästhetik verteilt die Bedeutungen nach Funktionen – dies war das radikale Credo der Bauhaus-Bewegung, und sie ist bis heute trotz postmoderner Spiel-Arten dominant. Ein Fußballstadion – von Liturgiewissenschaftlern gerne als Ort einer profanen „Liturgie“ verstanden – weist Spielern, Betreuern und Zuschauern usw. rigoros verschiedene Plätze zu. Typischerweise hängen dabei die einzelnen Plätze an ihrem Geldwert: teure und billige Zuschauerplätze, Ehrenplätze für die Alpha-Tiere des öffentlichen Lebens, größte Bewegungsfreiheit für die Medien usw.

Die Orte im Kirchenraum haben dagegen symbolisch-repräsentative Bedeutung. In der klassischen römischen Liturgie sind sie aus gutem Grund streng an den Altar gebunden worden, aber sie können, wie im *novus ordo missae*, durchaus auch einen weiteren Raum füllen. Dabei wird allerdings die innere Ausrichtung aller Orte auf Gott umso schwieriger, und in der Tat ist sie nur selten gelungen. Zur Zelebrationsrichtung *versus populum* ist schon so viel geschrieben worden, dass sich hier mehr als ein Hinweis auf ihre Problematik

erübrigt. Ebenso problematisch, aber viel weniger erwähnt ist der Priestersitz, ggf. flankiert von Assistenten- und Ministrantenplätzen, in der Mitte des Raumes, womöglich sogar noch vor dem Tabernakel.⁴ Das ist der Ort der Königs mit seinen Thronassistenten oder, demokratisch gewendet, der Vorstandsplatz. Vor allem als Sitzplatz dient er der Darstellung von Macht, weil er nicht funktional durch eine Tätigkeit vor den Versammelten bedingt ist. Hier sieht man, wie unglücklich die Bezeichnung des Priesters als „Vorsteher“ der Eucharistiefeier ist. Wie viel angemessener ist es da doch, die Sedilien im 90-Grad-Winkel an die Seite zu rücken, um dem wahren Herrn den Vortritt zu lassen. Aber kommen wir zu einigen besonderen Orten:

- Nur der Priester tritt in die MITTE. Es ist eine heilige, eine erlösende Mitte, denn nur sie kann ja die Spannungen und Gegensätze verbinden. Darum kann man nur in Christus, genauer „in persona Christi“, an diese Stelle treten. Die Leviten nehmen nur gestuft daran teil, die übrigen Altardiener vermeiden sie dagegen. Es ist übrigens guter Brauch, dass auch ein Priester außerhalb der Messe nicht „ab durch die Mitte“ zum Altar tritt, sondern nur von der Seite. Doch diese Mitte kennt eine Staffelung. Unten am Fuß der Altarstufen ist er der Bettler an der Schwelle des Tempels [...]. Hier geschieht das *Erscheinen vor Gottes Angesicht*, von dem die Heilige Schrift so häufig spricht. Selbstverständlich muss er hier verharren, muss warten, bis er zugelassen wird, muss sich verdemütigen und klein machen – der Sinn des Stufengebetes. *Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden* (vgl. Mt 23,12). Dann erst wird er zugelassen und kann seine mittlere Aufgabe wahrnehmen.
- DIE LINKE UND DIE RECHTE SEITE, klassisch also Epistel- und Evangelienseite, bauen gegenüber der Mitte eine Spannung auf. Sie wirken wie die Saite eines Instruments, die hin und her schwingt und so durch Schwingung einen Ton erzeugt. „Das Evangelium, das auf der rechten Seite des Altars gelesen wird („Evangelienseite“), bedeutet die Predigt des Herrn, der uns von der linken auf die rechte Seite versetzt, also von den zeitlichen zu den ewigen Dingen und von der Sünde zur Gnade,“ deutet etwa der hl. Robert Bellarmin diese Bewegung in seinem großen Katechismus.⁵ Gegenüber dem Ruhen in der Mitte, dem *semper idem* – verkörpert etwa im stets einen und selben Kanon –, letztlich in Christus selbst, dem Mittler, der *derselbe ist gestern, heute und in Ewigkeit* (Hebr 13,8), geschieht an diesen Orten Bewegung auf Christus hin: Belehrung,

⁴ Die geniale Entwicklung des Tabernakelplatzes in der Mitte des Hochaltares ist darum ganz zu Unrecht kritisiert worden. Gerade wenn die Einheit von Messopfer und Altarsakrament (natürlich einschließlich der bleibenden eucharistischen Gegenwart) betont wird, kann der Tabernakel nicht an die Seite wandern.

⁵ Robert Bellarmin, Ausführliche Erklärung des christlichen Glaubens. Für den heutigen Gebrauch aufbereitet von Andreas Wollbold, Würzburg 2013, 112.

Erleuchtung, Bereitung und Bekehrung. Schriftlesungen und Gebete an den Seiten ziehen in die Mitte hinein, sie bereiten etwas dafür vor, damit das heilige Opfer als *dignum et iustum* vollzogen werden kann. Denn natürlich gilt gerade für den christlichen Gottesdienst die prophetische Mahnung: *Das Opfer, das Gott wohlgefällt, ist ein zerknirschter Geist* (Ps 51,19). Wie im Echo lädt Paulus dazu ein, *sich selbst als lebendiges, vernunftgemäßes Opfer darzubringen* (Röm 12,1). Doch diese Bewegung ist selbst voll Ruhe und Gemessenheit, wie es vielleicht am schönsten in der Inzens des Altares zum Vorschein kommt. Denn Unruhe, Brüche, Hast, Hin und Her im Widerspruch, das ist die Handschrift der unerlösten Erde, während sich im Himmel und in der Liturgie als seinem Abbild alles in Symmetrie und Ordnung vollzieht.

- Und der PLATZ DER GLÄUBIGEN? Sind sie die Fernstehenden, die Ausgeschlossenen bei einer bloßen „Klerikerliturgie“, wie es das Klischee will? Ganz und gar nicht. Gerade das Konzil von Trient hat ja gewünscht, dass der Altarraum von überall her einsehbar ist, und dem entspricht der barocke Kirchenraum vollkommen.⁶ Aber sie haben heilsamen Abstand, d.h. sie sind nicht den rigorosen Forderungen des Altarraumes unterworfen, sondern können in größerer Freiheit und Subjektivität einfach sie selber sein und ihren Alltag, das, was sie bewegt, *mit Hymnen und Liedern vor Gott bringen* (vgl. Eph 5,19 und Phil 4,6).

Ein Letztes zu den Rubriken. Sie verhelfen zur Darstellung der heiligen Ordnung und sind kein Ausdruck von Kasernenhofdrill. Die heilige Ordnung ist aber souverän. Sie bedarf nicht unseres Tuns. Das gibt nun wieder der irdischen Liturgie eine Leichtigkeit und – überraschenderweise eine große Menschlichkeit. Es ist ein Irrwitz, wenn immer wieder berichtet wird, wie eifrige Zelebranten ihre Ministranten am Altar für Fehler und Vergehen zusammengestaucht oder geohrfeigt haben. Da haben sie sich wie Unteroffiziere (oder genauer das Zerrbild davon) verhalten, aber nicht wie Hirten. Diese wissen, dass Liturgie Abbild der himmlischen Liturgie ist, und wie jedes Abbild haftet ihm Unvollkommenheit und Vorläufigkeit an. Eifer ist darum gut, Freude auch am Kleinsten, stetiges Streben nach Verbesserung, nicht aber Furcht und Schrecken, Kleinlichkeit und rigoroser Perfektionismus. Gerade in heutigen Verhältnissen wird man mehr als einmal „fünf gerade sein lassen“, und es gilt

⁶ „[...] ut ei debitus honor et cultus ad Dei gloriam, et fidelis populi aedificationem restituatur“ (22. Sitzung: „Decretum de observandis, et evitandis in celebratione missae“ [= COD 712,28f.]). „Wenn auch das Tridentinische Konzil keine unmittelbaren Anweisungen für den Kirchenbau gab, so hat doch der Geist des Konzils und dessen Wünsche neue Kirchentypen hervorgebracht, bei denen auf die Überschaubarkeit des Raumes, gute Sicht auf den Opferaltar und auf Akustik geachtet wurde“ (Peter Claus Hartmann, Kulturgeschichte des Heiligen Römischen Reiches 1648 bis 1806. Verfassung, Religion und Kultur [= Studien zu Politik und Verwaltung 72], Wien-Köln-Graz 2011, 182).

nicht selten das Wort, das mein Vater gerne zitierte: „Wenn's gerade gut ist, soll man aufhören.“

Das Wort, das Schweigen und der Gesang

Gerade die alte Liturgie weiß um die Wirkmächtigkeit des Wortes. Darum ist es Unsinn, die neue Liturgie so zu verstehen, als würde sie dem Wort einen größeren Raum geben. Das gilt übrigens bereits bei der Predigt, die heute in der Regel – außer bei Bischöfen – nur einen Bruchteil der Zeit von einer früheren Predigt beim Pfarrgottesdienst einnimmt. Aber es geht nicht um Quantitäten. *Nicht plappern wie die Heiden* (vgl. Mt 6,7), das ist das christliche Ideal. Ja, man darf sich fragen, ob das endlose Wortmachen – vom *warming-up* bei der Statio zu Beginn der hl. Messe bis zu guten Wünschen für den gedeihlichen Sonntagsbraten vor dem Schlusssegen – nicht ein Symptom dafür ist, dass *Heiden eingedrungen sind in deinen Tempel* (vgl. Ps 79,1). Das endlose Wortmachen geht bis zu den sogenannten Zeichengottesdiensten für Kommunionkinder, wo jeder einzelne Ritus wortreich erläutert wird – wohlgemerkt im Rahmen der liturgischen Feier selbst. Das ist nun aus „Sacrosanctum Concilium“ geworden, wo doch ganz im Gegenteil die Durchsichtigkeit der Riten gefordert wurde, so dass diese aus sich selbst heraus zu verstehen seien (vgl. SC 34).

Nichts von alledem also in der alten Liturgie, und gewiss auch nicht in der neuen, wenn sie dem Geist und Buchstaben der „Grundordnung des römischen Messbuchs“ entsprechend zelebriert wird.⁷ Sie vertraut darauf, dass das Wort Gottes seine Wirkung selbst mitbringt: *So ist es auch mit dem Wort, das meinen Mund verlässt: Es kehrt nicht leer zu mir zurück, sondern bewirkt, was ich will, und erreicht all das, wozu ich es ausgesandt habe* (Jes 55,11). In vielen Gesten und Gestalten kommt dies zum Ausdruck:

- Da sind einzelne Momente wie der vom Evangelium an Epiphanie. In ihm ist davon die Rede, dass die Weisen das Kind sahen, niederfielen und anbeteten. Im gleichen Augenblick vollzieht dies der Priester, und er fällt auf die Knie. Es ist, als würde das Herz ihm zujubeln: „Das ist heute!“ Das Wort des Evangeliums vergegenwärtigt also das einst Geschehene. Denn das Wort Gottes und der Glaube der Kirche sind in der Liturgie bereits eins. Darum ist dieser Kniefall beim Evangelium ein Zwillingsbruder des Niederknien zum „Et incarnatus est“ beim Credo.

⁷ Vgl. Missale Romanum. Editio typica tertia 2002. Grundordnung des Römischen Messbuchs. Vorabpublikation zum Deutschen Messbuch (3. Auflage) (12. Juni 2007). Hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (= Arbeitshilfen 215), Bonn 2007.

- Ebenso erinnert das erste Vorbereitungsgebet auf das Evangelium an den Propheten Jesaja, dem ein Engel die Lippen mit glühender Kohle gereinigt hat. D.h. es ist, als werde ihm das Wort des Herrn nun vom Himmel herab gereicht, und das, was er nun gleich verkündet, ist *nicht Menschenwort, sondern, was es in Wahrheit ist, Gottes Wort* (vgl. 1 Thess 2,13).
- Damit verstehen wir auch, warum in der klassischen römischen Liturgie auch Epistel und Evangelium lateinisch vorgetragen werden und nicht unmittelbar in der Muttersprache. Denn das Wort hat hier nicht mehr die Aufgabe, Glauben zu wecken und zu belehren – das muss bereits im Glaubensunterricht der Katechumenen vorausgegangen sein –, sondern es wird, getragen vom Glauben der Kirche, nun zur höheren Ehre Gottes proklamiert.
- Da ist schließlich das Schlussevangelium. Mancherorts singt man dabei schon das „Salve regina“ oder ein Schlusslied. Doch gerade dieses zweite Evangelium ist ganz Segen – in deutschen Landen kennen wir das ganz ähnlich bei den vier Altären der Fronleichnamsprozession, an denen die vier Evangelien-*Initia* – stellvertretend für das gesamte Evangelium – vorgetragen wird. Und schon der hl. Augustinus berichtet, dass „Leute aus dem Volk, wenn sie Kopfschmerzen hatten, sich einen Evangeliencodex auf den Kopf legen ließen“⁸.

Wir könnten diese Reihe beliebig verlängern. Der erhabenste Ausdruck der Ehrfurcht vor dem göttlichen Wort aber ist – das Schweigen! Die Bedeutung dessen brauche ich hier nicht auszubreiten. Welchen Verlust des Empfindens für das heilige Schweigen wir erlitten haben, kann man etwa morgens im Petersdom erleben, wenn an den verschiedenen Altären Dutzende von Messen zelebriert werden. Doch was früher die Stille des heiligen Raumes gewissermaßen nur erhöhte, das verwandelt sie jetzt häufig in eine babylonische Kakophonie, so dass man sich am Altar schon recht konzentrieren muss, um nicht von schwungvollen Liedern und beinahe geschrienem Predigten am nächsten Altar aus der Andacht gerissen zu werden.

Hier erschließt sich auch die Staffelung der Lautstärke in das allen vernehmliche Wort („*elata voce*“ bzw. „*voce altas, clara, intelligibili*“) – übrigens ein Beweis dafür, dass auch die alte Liturgie selbstverständlich keine reine Klerikerliturgie ist, für die die Gläubigen keine Rolle spielten! –, das so leise geflüsterte („*submissa voce*“ bzw. „*voce secreta*“), dass nur der Zelebrant selbst noch hört, was er allein in das Geheimnis Gottes hinein spricht, und dazwischen das halblaut gesprochene („*vox mediocris, paululum elata*“), das wie das Stufengebet oder das „*Orate fratres*“ nur der Verständigung zwischen den Dienern des Altares dient. Denn die rechte Bereitung und der Vollzug des

⁸ Fritz van der Meer, Augustinus der Seelsorger. Leben und Wirken eines Kirchenvaters, Köln 1953, 151, unter Verweis auf *Augustinus*, Tract. in Io. 7,12 (= CCL 36,73).

Opfers besitzen Teile, die für den Darbringenden und seine Helfer wichtig sind, aber die nicht zur Proklamation der göttlichen Herrlichkeit selbst gehören. An dieser Stelle dürfen wir auch bemerken, dass diese dreifache Staffelung der Lautstärke durchaus auch in der Messliturgie nach Paul VI. ihren Platz hat.

Kommen wir zum Gesang und der Musik. Zunächst etwas Praktisches. Es gehört mittlerweile geradezu zum guten Ton im wahrsten Sinne des Wortes, dass die alte Messliturgie möglichst immer gesungen werden soll.⁹ Grundsätzliche Zustimmung, „in linea di principio“, wie die Italiener sagen. Aber leider ist der gute Ton nicht immer gut. „Darum singe, wem Gesang gegeben,“ das darf zumindest als Erinnerung unsichtbar auch in jeder Sakristei angebracht sein. Nur Wenige sind Naturtalente, die meisten haben Übungen nötig, Stimmbildung und Einsingen, Selbstkritik und den Willen zur Arbeit an der eigenen Stimme und Musikalität, in der Regel auch mit professioneller Hilfe. Es soll uns nicht unterlaufen, dass die Gläubigen beim priesterlichen Gesang unwillkürlich an den Vers des Kinderspiels denken müssen: „Armer schwarzer Kater“...! Beinahe habe ich in diesem Zusammenhang den Eindruck, man traue der geistlichen Macht der Riten nicht mehr. Um den alten Ritus bei den Leuten „ankommen“ zu lassen, muss schon ein bisschen Weihrauch und heiliger Gesang dazu kommen. Vielleicht ist es auch gerade hierzulande so, dass wir in der neuen Liturgie die Messe ohne Gesang fast überhaupt nicht mehr kennen. Aber keine falschen Gegensätze: alles mit Maß und Ziel, dann stimmt es schon! Doch ein Wort noch zum Gesang des Chores und des Volkes. Ich persönlich habe immer gerne den gregorianischen Choral gesungen, und ich fördere ihn, wo immer es möglich ist. Aber eben auch hier gilt: „wo immer es möglich ist“! Der Choral ist doppelt anspruchsvoll, seitens der Sänger und seitens der Hörer.

- Ein schlecht gesungener CHORAL ist so etwas wie ein verkohlter Gughupf: Da fastet man gerne, selbst wenn der Hunger groß ist...! Um ihn aber gut zu singen, genügt es nicht, die Noten zu beherrschen, was ja an sich schon eine Leistung darstellt. Um aber die Wort-Ton-Verschmelzung zustande zu bringen, um auch der in den letzten Jahrzehnten wiederentdeckten Dynamik der gregorianischen Aufführungspraxis (anstelle des klassischen, aber nicht ursprünglichen „cantus planus“) gerecht zu werden, wird von den Sängern schon sehr viel verlangt. Das ist Ansporn, die Praxis der Schola zu vervollkommen, aber sicher auch nicht selten Anlass zur Selbstbescheidung. Insofern dürfte sich des Weiteren jede Beteiligung des Volkes am Proprium beinahe generell als Überforderung und somit als schlecht verwirklichte „participatio actiosa“ darstellen. Und selbst beim Ordinarium wird man lieber auf die

⁹ Vgl. zuletzt *Martin Mosebach*, Warum die Heilige Messe gesungen werden muß, in: *Una Voce Korrespondenz* 43 (2013) H. 4, 413–419.

wenigen an einem Ort bekannten Choralmessen zurückgreifen – z.B. unter Ausnutzung der im „Gotteslob“ verzeichneten –, als in „reiner Lehre“ die für einen entsprechenden liturgischen Tag vorgesehenen Messen auf Gedeih und Verderb singen zu wollen. Übrigens scheint mir die alte Praxis der Choralerleichterung – etwa durch Orgelbegleitung, nur teilweisen Gesang eines Stückes und anschließende Rezitation, durch Vortrag im *tonus rectus* oder auch durch Orgelersatz – im Blick auf heutige Verhältnisse durchaus neu zu bedenken zu sein. Was ein Benediktiner der Solesmer Kongregation in Jahrzehnten lernt, kann und darf nicht zum Alles-oder-Nichts-Maßstab der Weltkirche werden. Eine Diskussion eigener Art wäre m.E. auch der Versuch eines vereinfachten Choral wert, wie er bis heute vor allem bei Liturgien im Petersdom und an vergleichbaren Orten zur Anwendung kommt.¹⁰

- Da sind auf der anderen Seite die HÖRER. Natürlich sind die ersten Hörer die englischen Heerscharen, und ihnen ist der Choral zweifellos die Lieblingsmusik. Doch auch für sie gilt das eben Gesagte. Und die irdischen Versammelten? Machen wir uns nichts vor: Der Choral ist trotz gewisser Verkaufsschlager in der Plattenindustrie nicht populär. Dafür ist er heutigem Musikempfinden einfach zu fern. Da braucht es geduldige und maßvolle Hinführung. Ebenso wichtig dürfte es aber auch sein, dass daneben andere musikalische Formen wie Mehrstimmigkeit, deutsches Kirchenlied und Instrumentalvortrag – denken wir an die frühere Gattung der Kirchensonate! – ihren Platz erhalten. Keineswegs ausschließen möchte ich dabei eine gewisse Experimentierlust, wenn sie nur in gleicher Weise von musikalischem und theologischem Sachverstand getragen ist. Es wäre verhängnisvoll für die Sache einer würdigen Liturgie, wenn sie sich ausschließlich auf musikalische Stile der Vorvergangenheit stützen wollte und dadurch *volens volens* den Eindruck des Antiquierten vermittelte. Das wäre das Zerrbild eines übersteigerten Cäcilianismus. Übrigens kann man in diesem Zusammenhang nur dringend zu einer engen, ja freundschaftlich interessierten und demütigen (!) Zusammenarbeit mit den professionellen Kirchenmusikern raten. Der Theologe allein steht immer in der Gefahr, Musik als Vehikel zu pastoralen Effekten („Dann wird’s feierlicher!“, „Das lieben die Leut’ halt so sehr!“, „Wir müssen auch der Jugend etwas bieten!“) zu ge- oder besser zu missbrauchen.

Die etwas brachiale Art, mit der Papst Pius X. den Choral als die Musik des Gottesdienstes rehabilitierte – nicht selten beinahe exklusiv verstanden sowie jede andere Art von Gesang und Musik verdrängend –, hat ihren Sitz im Leben in einer sehr spezifischen Situation im italienischen Kirchengesang und seiner

¹⁰ Vgl. *Graduale simplex. In usum minorum ecclesiarum. Editio typica altera*, Rom 1999.

Vorliebe fürs Opernhafte und Theatralische, gegen den der Papst die Ideale der französischen Choralrestauration ebenso wie (unter Einfluss Pier Luigi Lorenzo Perosis [1872-1956]) des Cäcilianismus mit seinem „Palästrinastil“ setzte. Dies zu generalisieren und der ganzen Kirche in starrer Weise zum Gesetz zu machen hat der Sache des Chorals dagegen langfristig mehr geschadet als genutzt.¹¹

Wenn wir schon bei Pius X. sind: Von der Liturgischen Bewegung wird er gerne als Vater der Bewegung vereinnahmt, und das Losungswort ist dabei „*participatio actiosa*“¹². Wenn man aber untersucht, was der heilige Papst eigentlich damit meinte, bleibt nicht viel mehr als der Wunsch, dass die Gläubigen nicht gelangweilt ihre Zeit in der Kirche absitzen sollen oder die jungen Burschen nicht zu den Mädchenbänken hinüberschielten sollen.

Das Herz, die Innerlichkeit und die Ästhetik

Das Reich Gottes ist innerlich (vgl. Lk 17,20), zu allen Zeiten hat dieses Wort geistliche Menschen begeistert. Keine Frage, es gibt die Gefahr des Spiritualismus: Nur das Innerliche zählt, das Äußere ist Schall und Rauch. So kritisierte etwa Papst Leo XIII. in Strömungen, die manche unter dem Begriff „Amerikanismus“ zusammenfassten, die Auffassung einiger Neuerer: „Der Heilige Geist gieße, wie sie sagen, den Seelen der Gläubigen heute größere und reichlichere übernatürliche Gnadengaben ein als in den vergangenen Zeiten, und er lehre und führe sie ohne irgend jemandes Vermittlung durch eine Art von insgeheimem Gespür.“¹³ Diese Gefahr durchzieht die gesamte Kirchengeschichte, angefangen von den Montanisten und den Messalianern der Alten Kirche über die Franziskaner-Spiritualen und die Joachimisten des

¹¹ „Das *Motu proprio* [sc. Papst Pius' X.] war ursprünglich nur für die Diözese Rom gedacht, wurde dann aber als ‚kirchenmusikalisches Gesetzbuch für die ganze Kirche‘ publiziert“ (*H. Huckle*, Art. „Kirchenmusik. Die Kirchenmusik im Mittelalter. Die katholische Kirchenmusik“, in: Marc Honegger / Günther Massenkeil, *Das große Lexikon der Musik*. Bd. 4, Freiburg i.Br. 1987, 339–344, hier 343). Das *Motu Proprio* „*Tra le sollecitudini*“ vom 22. November 1903 findet sich in: *Documenta Pontificia ad instaurationem liturgicam spectantia* (1903–1953). Hg. von A. Bugnini (= *Bibliotheca „Ephemerides Liturgicae“*. Sectio practica 6), Rom 1953, Nr. 3, S. 10–26.

¹² Im authentischen lateinischen Text von „*Tra le sollecitudini*“ ist übrigens im Italienischen zwar von der „*partecipazione attiva*“ die Rede, im Lateinischen jedoch nicht von der „*participatio actiosa*“, sondern von der „*communicatio actiosa*“: „[...] hoc est ex actiosa cum sacrosanctis mysteriis, publicis solemnibusque Ecclesiae precibus communicatione“ (*Documenta* S. 13).

¹³ *Leo XIII.*, Schreiben an Kardinal James Gibbons *Testem benevolentiae* vom 22. Januar 1899 (*Joseph de Guibert*, *Dokumente des Lehramtes zum geistlichen Leben*. Übersetzt, aktualisiert und herausgegeben von Stephan Haering und Andreas Wollbold / *Josephus de Guibert*, *Documenta ecclesiastica christianae perfectionis spectantia, quae transtulerunt, recognoverunt et ediderunt Stephanus Haering et Andreas Wollbold*, Freiburg i.Br. 2012, [= Guibert], Nr. 568; Original in: ASS 31 [1898–1899] 474–478).

Mittelalters und die spanischen „Alumbrados“ und die Quietisten der Neuzeit bis hin zur nachkonziliaren „Alles neu macht das Konzil“-Euphorik.

Dennoch, wirklich katholisch ist auch nicht einfach das Gegenteil: Hauptsache, die äußere Ordnung stimmt! Nein, es geht um die rechte Verbindung von Äußerem und Innerem. Der Maßstab ist dabei stets das Wachstum in der Liebe. Mitten in der Quietismus-Kontroverse und näherhin dem Streit zwischen „Kontemplativen“, die das rein passive Verweilen in der Gegenwart Gottes bevorzugten, und „Betrachtenden“, die beim innerlichen Gebet Verstand und Willen aktiv bemühten, hat es Kardinal Casanata auf den Punkt gebracht:

„Außerdem sollen sowohl die Kontemplativen als auch die Betrachtenden daran denken, dass sie keineswegs von der Befolgung der Gebote Gottes und der Kirche entbunden sind; dass vielmehr alle wie Diener gegenüber Herren und wie Ehefrauen gegenüber ihren Männern streng zur Befolgung der Gebote verpflichtet sind, die sie entsprechend dem jeweiligen Stand befolgen müssen. Denn die Tugend des Gebetes führt zu Demut und Gehorsam, nicht aber zu Stolz und Überheblichkeit.“¹⁴

Auf die liturgische Frömmigkeit gewendet, bedeutet dies zweierlei:

1. Stets bemisst sie sich daran, dass die Liturgie jedem Einzelnen ein Wachstum in der Treue zu Gottes Gebot, zu Demut und Gehorsam verschafft. Die sehr schlichte Frage „Was bringt's?“, ist in diesem Sinne also durchaus angemessen. *An den Früchten wird man sie erkennen* (vgl. Mt 12,33), das gilt für jede Teilnahme am Gottesdienst. Hat er ihnen nachhaltig (und nicht nur durch eine momentane Euphorie oder ein gutes *feeling*) etwas mitgegeben, was ihnen hilft, bessere Christen zu werden? Man mag einwenden, der Gottesdienst sei doch primär lateutisch, also selbstlose Verehrung Gottes. Gewiss ist er das, und in dem Maße, wie die Teilnehmer wirklich selbstlos und aus Liebe zu Gott beten, werden sie reiche Gnaden erhalten und als bessere Menschen die Kirche wieder verlassen. Aber ganz so selbstverständlich ist diese Selbstlosigkeit natürlich leider nicht. Man kann Gott sagen und sich selber meinen: die Lust an spirituellen Erlebnissen, der Genuss, vor anderen ein heiliges Spiel aufführen zu dürfen, die Befriedigung, alles richtig zu machen, ganz anders als die vielen Anderen. *Gott, ich danke dir, dass ich [...] nicht bin wie dieser Zöllner da* (vgl. Lk 18,11). Gott braucht nicht unseren Kult, und im Blick auf unser Heil und das Wachstum in der Gnade gilt das scholastische Axiom: „*sacramenta propter homines*“. Eine kleine Nebenbemerkung in diesem Zusammenhang. Bei den meisten Seminaristen und jüngeren Priestern steht heute die Freude an der Liturgie im Mittelpunkt ihrer Berufung. Das ist schön und ein Zeichen der Hoffnung nach Jahrzehnten liturgischer Schonkost. Dennoch muss die Liebe zur

¹⁴ Entwurf des Kardinals Girolamo Casanata über die Meditation und die Kontemplation vom Oktober 1682, Nr. 9 (Guibert Nr. 451).

Liturgie und zum Wirken am Altar gereinigt werden, will sie nicht gewisse selbstverliebte Elemente behalten, so als wäre die Liturgie einfach „meine Welt“, in der ich mich auskenne, wohlfühle und mir von niemandem hineinreden lassen will. Andernfalls kommt es unweigerlich schon nach wenigen Priesterjahren zur großen Ernüchterung: Die Leute wollen „meine“ Liturgie nicht, sie kritisieren mich, weil es zu lange dauert usw. Und was sie wollen, das lehne ich einfach aus dem Grund ab, weil es nicht meinem Geschmack entspricht. „Das muss ich mir doch nicht antun!“ Ich denke, wir kennen diese Versuchung. Wie überwindet man sie? Nun, „*sacramenta propter homines*“, das bedeutet für den Priester: Nirgendwo ist er so sehr Seelsorger, Hirte, alles Eigene für das Heil der Herde Darangebender wie am Altar. In dem Maße, wie ein Priester also von *caritas pastoralis* durchdrungen ist und von ihr seine Liebe zur Liturgie leiten lässt, wird er auch in seiner Berufung gefestigt. Prüfstein dessen ist die Demut. Natürlich wäre vieles wünschenswert, und man sehnt sich nach Mesnern und Ministranten, die mehr als nur Fußball im Kopf haben, nach Organisten, die den Choral nicht so begleiten, als wäre es der preußische Defiliermarsch, und nach Gläubigen, die von sich aus auch einmal um eine eucharistische Andacht bitten. Und doch, *hic Rhodus, hic salta!* Es gilt, die Menschen zu heiligen, wie sie mir anvertraut sind, und nicht auf die zu warten, die ich mir wünschen würde. Das ist die wahrhaft pastorale Haltung, von der die Kirchenväter sagten, sie sei wie ein freiwilliges Mitgehen in die babylonische Gefangenschaft Israels.¹⁵ Hier stehen wir am Abgrund jeder „liturgischen Frömmigkeit“. Frühere Zeiten hätten allein den Begriff schon kaum verstanden. Sie hätten vielleicht von einer eucharistischen Frömmigkeit gesprochen, aber kaum verstanden, dass das geistliche Leben die Text- und Symbolgestalt der liturgischen Form selbst zum Gegenstand seiner Andacht erheben kann. Stets muss man also vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, vom „sacramentum“ zur „res sacramenti“ vordringen, sonst bleibt es ein leeres Spiel. Und damit verbindet sich schließlich ein ausgewogenes Verhältnis liturgischer und außerliturgischer Frömmigkeit. Hier hat schon Pius XII. gegen Auswüchse der Liturgischen Bewegung festgehalten:

„Aus diesen scharfsinnigen Gedankengängen schließen manche, die ganze christliche Frömmigkeit müsse im Geheimnis des Mystischen Leibes Christi ihren Bestand haben ohne ‚persönliche‘ oder ‚subjektive‘ Beziehung; und sie sind sogar der Meinung, die übrigen religiösen Übungen, die nicht eng mit der heiligen Liturgie verbunden sind und sich außerhalb des öffentlichen Kultes vollziehen, seien hintanzusetzen.“¹⁶

¹⁵ Vgl. etwa *Maximus Confessor*, Zwei Centurien über Gott und das Heil in der Menschwerdung des Wortes 2,49 (*Capita theologica et oeconomica* [CPG 7694]: PG 90,1081–1174, hier 1145–1148). – Der Autor bereitet derzeit eine zweisprachige Ausgabe vor, die 2015 erscheinen soll.

¹⁶ Enzyklika „*Mediator Dei*“, zit. nach Guibert Nr. 1426.

2. Zum anderen geht es beim liturgischen Tun stets darum, Herz, Mund und Tat miteinander im Einklang zu haben, um *nicht zu plappern wie die Heiden* (vgl. Mt 6,7). Während dies für die anwesenden Gläubigen nichts anderes bedeutet als dass sie in irgendeiner förderlichen Weise ihren Sinn zu Gott erheben, muss der Priester sich stets bemühen, sein Tun auch innerlich mit Aufmerksamkeit und Hingabe zu füllen. Bei den Worten, die er spricht, und bei den Riten, die er vollzieht, soll er bedenken, was sie bedeuten. Es gibt gerade beim alten Ritus manchmal die Unart, dass er dadurch besonders „authentisch“ wirken soll, dass man die Worte sehr rasch und mit einer gewissen Nachlässigkeit ausspricht. Nein, das Maß ist ein Sprechtempo, das wir auch sonst wählen, um etwas auszusprechen, nicht schneller. Dabei ist es auch eine schwierige Aufgabe, sich zu sammeln und andere Gedanken, Bilder, Erinnerungen und Besorgungen nicht in den Vordergrund drängen zu lassen – zweifellos eine lebenslange Aufgabe.

Das Volk, der Friede und die Kirche

Das unübertreffliche Ideal der Kirche ist die tätige Einmütigkeit der ersten Jerusalemer Christen: *Die Menge der Gläubig gewordenen war ein Herz und eine Seele. Kein Einziger nannte etwas von seinem Besitz sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam* (Apg 4,32). Der hl. Augustinus hat seine Regel allein aus diesem Satz entwickelt: „Das erste Ziel eures gemeinschaftlichen Lebens ist, dass ihr einträchtig im Hause zusammenwohnt und in Gott ein Herz und eine Seele seid und deshalb nichts euer eigen nennt, sondern alles euch gemeinsam gehört. [...] So lest ihr ja in der Apostelgeschichte: Alles hatten sie gemeinsam und jedem wurde zugeteilt, soviel er brauchte (vgl. Apg 4,32.35).“¹⁷ Nirgendwo müssen darum Einmütigkeit und Frieden so sehr zur Erscheinung kommen als im Gottesdienst. Bevor nun aber eine „Friede, Freude, Eierkuchen“-Stimmung aufkommt, muss daran erinnert werden, dass christlicher Friede von oben kommt. Die Engel auf den Feldern von Betlehem singen das „et in terra pax hominibus bonae voluntatis“, nicht die stämmigen Herbergswirte der Davidsstadt. Und der himmlische Friede setzt bei den Menschen Gerechtigkeit, also Treue zu Gottes Gebot voraus: „Opus iustitiae pax“ (vgl. Jes 32,17). Das ist übrigens auch der Grund, warum die Kirche nicht einfach alle Menschen zur Feier der Eucharistie einlädt, sondern nur die Getauften. Gewisse Forderungen nach einer „missionarischen“ Liturgie sind darum, sofern damit Eucharistie und Sakramente gemeint sind und nicht vorliturgische einfache evangelisierende Feiern und Gesten, ein Unding. Es ist auch der Grund, warum es

¹⁷ Zit. nach Guibert Nr. 63.

Beschränkungen bei der Zulassung zur Kommunion gibt. Das ist alles andere als eine Form von sakralem Pranger. Es geht nicht um Diskriminierung und Ausgrenzung, sondern um die Übereinstimmung himmlischen Friedens und irdischer „bona voluntas“. Das kann gerade die orthodoxe Praxis lehren: die enge Verbindung von Moral und Liturgie. Diese ist dem nachkonziliaren Katholizismus weithin verloren gegangen, und der fatale – wenn auch sachlich nicht begründete – Eindruck eines unbarmherzigen Rigorismus ist die Folge, wie Martin Mosebach klarsichtig konstatiert hat:

„Für Außenstehende, damit sind auch viele Katholiken gemeint, verkörpert sich die katholische Kirche inzwischen vor allem in der von ihr gelehrt und für ihre Gläubigen geforderten Moral, die in einer Reihe von Verboten und Geboten im Widerspruch zu den Anschauungen der säkularen Welt stehen. In einer vor allem auf die unmittelbare liturgische Gottesbegegnung ausgerichteten Kirche waren die moralischen Forderungen aber nicht einfach nur auf die Lebensführung bezogen, sondern wurden ganz konkret als Vorbereitung auf die volle Teilnahme an der Liturgie aufgefaßt. Es war die Liturgie, die der Moral das Ziel vorgab. [...] Es ergab sich überraschend, daß die katholische Kirche der Vergangenheit, die auf die Liturgie ausgerichtet war, für Außenstehende auf skandalöse Weise als moralisch lax erschien, und daß die gegenwärtige Kirche den Zeitgenossen und nicht nur den Kirchenfernern unerträglich moralisierend, unbarmherzig und kleinlich puritanisch vorkommt.“¹⁸

Aber nun friedlich! Es ist leider so, dass Liturgie in beinahe allen ihren Aspekten zum Kampfplatz geworden ist. Umso schwerer ist es, hier den Frieden zu wahren. Viel naheliegender ist das Machtspiel, manchmal auch nur die Spielchen: Wo jemand etwas zu sagen hat, kann er endlich einmal durchdrücken, wovon er überzeugt ist. Ich erinnere mich an wilde Zeiten in einem römischen Kolleg, wo die eine Richtung am helllichten Werktag ein „Asperges“ vorsah und die andere Richtung, die – unvermeidlich in einem Priesterseminar! – davon Wind bekommen hatte, im gleichen Moment Regenschirme aufspannte... – kein Ruhmesblatt für niemanden! Ja, keine Richtung und Gruppierung ist von solchen liturgischen Machtspielchen ausgeschlossen, selbstverständlich auch nicht der Tradition verhaftete. Davor bewahrt zweierlei: die Wahrung der liturgischen Ordnung der Kirche und das Fingerspitzengefühl für alle Beteiligten (übrigens auch für diejenigen, die gar nicht mehr zur Kirche kommen!). Ersteres darf an dieser Stelle selbstverständlich vorausgesetzt werden, zweites benötigt vielleicht hier und da eine kleine Nachhilfe. Was wir vorhin zur Leichtigkeit der Rubrikanwendung gesagt haben, findet hier ihre Bewährung. Unterhalb der Schwelle des wirklich Sündhaften gibt es einen weiten Raum dessen, was zwar grundsätzlich in

¹⁸ Martin Mosebach, *Das Paradies auf Erden. Liturgie als Fenster zum Jenseits*, in: *Una Voce Korrespondenz* 43 (2013) H. 3, 201–214, hier 213f.

Ordnung oder nur einfach wünschenswert wäre, was aber unter gegebenen Umständen – gerade auch nach Jahrzehnten der Unordnung und liturgischen Eigenbrötelei! – nicht einfach autoritär durchsetzbar ist. Hier sei an die so wichtige Tugend der Toleranz erinnert. Sie bedeutet Duldung (und zwar keineswegs immer mit saurer Miene!) und nicht Gutheißung. Sie lässt selbst gewisse Missstände *ad tempus* bestehen, weil ein Einschreiten wahrscheinlich größere Übel hervorrufen würde, z.B. dass ein Pfarrer bald nach seiner Amtseinführung beim *Gros* seiner Gemeinde als Querulant verschrien wäre oder dass an sich wohlmeinende Laien, Mesner oder Kirchenmusiker unnötig gegen ihn aufgebracht würden. Das Martyrium ist ein Weg zur Heiligkeit, gewiss, aber das selbst gewählte Martyrium ist im besten Fall Dummheit, im schlechtesten Falle Stolz und Einbildung! Gerade wer selber unter manchen liturgischen Missbräuchen gelitten hat, neigt dazu, alles zur Grundsatzfrage zu machen. Dann bleibt natürlich kein Platz mehr für Klugheit, Geduld und Augenmaß. Die Rechtstradition der Kirche hat dagegen weise Gegengewichte geschaffen, die wenigstens namentlich erwähnt werden sollen¹⁹: Epikie, kanonische Billigkeit („*aequitas canonica*“), der Unterschied zwischen enger und weiter Gesetzesauslegung, Gewohnheit, die Orientierung am Konsens (die schönste Erinnerung an die *pax* der kirchlichen *communio* und damit die grundsätzliche Berechtigung der gerne belächelten kirchlichen „Harmoniesucht“) und natürlich der berühmte letzte Kanon des CIC, die Orientierung am Seelenheil als letztem Maßstab allen kirchlichen (und damit auch gottesdienstlichen) Handelns (c. 1752). Der hl. Augustinus setzte gegen eine rigoristische „*severitas diligentiae*“, die im Volk Gottes auf donatistische Art Reine und Sünde, Weizen und Unkraut voneinander trennen will, das Prinzip „der Geduld, die diejenigen erträgt, die zu bessern sie nicht in der Lage ist, wenn nur die Lehre der Wahrheit gewahrt bleibt“²⁰. Und noch praktischer: Wenn es grundsätzlich etwas zu klären gibt, dann im Vorfeld im ruhigen Gespräch, aber wenn irgend möglich nicht erst in der Sakristei wenige Minuten vor Beginn des Gottesdienstes! Ansonsten würde das durch den Streit aufgewühlte Gemüt die gesamte Feier trüben und das Herz schwer machen, anstatt es sich zu Gott erheben zu lassen, und dann wäre der geistliche Schaden groß.

¹⁹ Vgl. Georg May / Anna Egler, Einführung in die kirchengeschichtliche Methode, Regensburg 1986.

²⁰ Augustinus, De fide et operibus 27,49 (= PL 40,228).